

# Leseprobe Theresa Schermer



Foto: Theresa Schermer



Theresa Schermer

## Mit der Badewanne auf großer Fahrt

(Auszug)

*Oma Resi und ihr Bruder hatten als Kinder eine verrückte Idee. Sie wollten aus einer Metallbadewanne ein Schiff machen und damit über den Fischweiher fahren ...*

Heutzutage ist es ganz selbstverständlich, dass zum Waschen unseres Körpers ein Bad, eine Dusche und ein Waschbecken im Haus sind.

Früher, in meiner Kinderzeit, gab es in unserem Dorf in vielen Haushalten diesen Luxus noch nicht. Im Jahr 1957 hatten wir in unserem Dorf weder elektrisches Straßenlicht noch eine Wasserversorgung, und die Dorfstraßen waren aus Schotter, ich meine: nicht geteert.

Meine Eltern bewirtschafteten eine Hühnerfarm und eine kleine Landwirtschaft mit drei Kühen, einem Ochsen, drei Kälbern und zwei Schweinen. Ihr fragt euch, was eine Hühnerfarm ist? In unserer Farm gackerten ca. 2000 Aufzucht-hühner und ungefähr 200 Legehühner, die fleißig Eier legten. Die Hühnereier legten wir in großen Brutkästen auf Horden (Holzregale), wo sie mit Wärme, die durch Strom erzeugt wurde, ausgebrütet wurden. Aus ihnen schlüpften die kleinen Küken.

Wir hatten auch kein Bad und kein fließendes Wasser (geschweige denn warmes Wasser), dafür aber eine Badewanne aus Blech, die aussah wie ein Schiff. Diese wurde jedes Wochenende benutzt. Tja, wir badeten nur einmal in der Woche. Das soll jedoch nicht heißen, dass wir schmutziger waren als ihr heute, denn wir mussten uns jeden Tag von Kopf bis Fuß mit einem Waschlappen waschen, und dies aus

einer Schüssel. Also, diese Badewanne wurde in den Kuhstall gestellt, hinter die Kälber. Draußen vor dem Stall stand immer der Wasch-/Wurstkessel, den konnte man von unten her mit Holz anheizen. Gefüllt wurde er mit Wasser, das wir aus der Erde durch den Pumpbrunnen mit der Hand herauspumpen mussten. Der Pumpbrunnen bestand aus einem langen Rohr, das tief in der Erde steckte, und hatte oben einen langen Griff, den wir pumpend rauf und runter bewegten. Mit einem Eimer wurde das Wasser aufgefangen und in den Wasch-/Wurstkessel geschüttet. Den großen Deckel darauf und los ging es mit dem Einheizen! Um Wasser zu sparen, mussten mein Bruder und ich, immer zusammen baden. Jedes Wochenende war dies ein großes Spektakel.

Wieso hieß der aber Wasch-/Wurstkessel? Jedes Jahr im Herbst wurde ein Schwein geschlachtet. Das Fleisch diente unserer Familie für das ganze Jahr zum Verzehr. Natürlich wurden aus dem Schweinefleisch auch Würste gefertigt. Die rohen Würste wurden zum Haltbarmachen in diesem Wurstkessel gebrüht (leicht gekocht). Im Wasch-/Wurstkessel wurde aber auch das Wasser für die Wäsche zum Waschen heiß gemacht. Dieser große Kessel war in unserer Kinderzeit für viele Familien sehr nützlich, ja geradezu unentbehrlich. [...]

Theresa Schermer

## Der kleine Krebs

Es war einmal ein kleiner Krebs. Er lebte viele Jahre in Süßwassergewässern. Er kannte seine kleine Welt sehr gut und war bis zu diesem Tag des Geschehens zufrieden und glaubte glücklich zu sein. Bis er eines Tages im seichten Wasser eines Meeres aufwachte. Es war das Meer der Gedichte, Geschichten, Erzählungen, der Mythen und Sagen.

Er war es gewohnt, denn alle zehn bis fünfzehn Jahre erlebte er eigenartige Momente, in denen er Werte kennen und lieben lernen durfte. Er lernte das Träumen, das Geben und Nehmen, Freundschaften zu achten und zu schätzen, wie wertvoll die Treue ist, ja, und die Liebe. Er lernte mit Hass, Neid und Missgunst umzugehen. Aber am meisten freute ihn: er lernte zu denken, nachzudenken über sich, Gott und die Welt. Welche Eigenschaft durfte er wohl dieses Mal erlernen?

Das warme Wasser des Meeres tat ihm gut, der Sand kitzelte ihn unter seinen kleinen Füßen. Er fing an zu graben und versank in die Welt eines Dichters mit Gedichten, die ihn nicht mehr losließen. Immer tiefer grub er sich ein. Der kühle Sand berieselte seinen Körper, während er sich in die Tiefen der herzerwärmenden Gedichte des Schreibers einbuddelte. Er schmolz dahin und fühlte starkes Begehren, leidenschaftliche Hingabe, diesem Dichter ganz gehören zu wollen.

Doch die Luft wurde immer dünner, und er beschloss, nur ganz kurz an die Oberfläche zu krabbeln, um Energie zu tanken, und dann gleich wieder in die Tiefe im Sand zurückzukehren. Er wollte dem liebgewonnenen Dichter mit seinen Erzählungen für immer ganz nah sein.

Kaum wieder an der Oberfläche des Meeres angelangt, traute er seinen Augen nicht: Massen von Wesen seiner Art krabbelten wild durch den Sand. Einige lachten abscheulich laut, andere diskutierten, kommentierten. Ja, einige zerrissen sich sogar die Mäuler über Gedichte, die sie nicht verstanden oder die ihnen gar missfielen.

O Gott, dachte der kleine Krebs, ich bin nicht allein hier. So viele lieben meinen Dichter? Daraufhin wurde der kleine Krebs sehr traurig, denn er wollte die Kunst der Worte des Dichters für sich allein haben. Was war das für ein Gefühl, das er in sich spürte? Dieses Etwas brannte bis zu seinem Herzen, und es tat weh. Er weinte und beschloss den Strand zu verlassen, um nie mehr wieder an diesen Ort zurückzukehren. Die Wellen des Meeres riefen ihm noch nach, sie peitschten ihm die Worte an seine kleinen Ohren: „Du bist eifersüchtig, du hast die Eifersucht kennengelernt.“

Weit weg vom Strand vergingen die Tage für den kleinen Krebs sehr langsam. Ihm war langweilig, und er glaubte in seiner Verzweiflung, bald sterben zu müssen. Er wollte nicht mehr lustig sein, er mied die Freude und das Lachen ... und er wurde immer trauriger.

Doch was wäre die Eifersucht ohne die Hoffnung und die Sehnsucht? Ein gewaltiger Sturm zog über das Land. Die Wellen des Meeres peitschten wie Musik ans Ufer und riefen ohrenbetäubend: „Komm, kleiner Krebs, komm zurück! Was wären all die Dichter und Schreiber, wenn sie dich nicht hätten? Dich, der du verstehst, der fühlt, der weiß, was sie mit ihren Worten sagen wollen? Dich, der nachdenkt über ihre Erzählungen? Kennst du die Sehnsucht nicht?“

Da spürte der kleine Krebs auf einmal wieder ein Gefühl in sich, das er noch nicht gekannt hatte. Es war die Sehnsucht. Dieses Gefühl brannte in ihm noch viel stärker als die Eifersucht, und er rannte zurück an den Strand, ignorierte alles andere um sich herum und grub sich wieder tiefer und noch tiefer in den Sand zum Dichter seines Herzens.

Erschienen in:  
Hilfe, ich werde 60!  
2. Auflage 2018



Theresa Schermer

## Der Wille – alles wird wieder gut (Auszug)

Es ist in allen Leben gleich, dass jeder die Chance hat, etwas zu ändern.

So auch wir. Meinem Mann Pietro und mir wurde klar, dass wir gewaltig etwas in unserer Beziehung ändern müssen. Also strengten wir uns an, ein besseres Miteinander für uns zu finden. Klar war für uns, dass der Alkohol als erstes Übel reduziert werden müsse. Mehr Zeit füreinander, nur wir drei, war auch so ein Vorhaben, das wir angehen wollten. Und, und, und. Der Vorsatz und ein starker Wille, etwas zu verändern und besser zu machen, waren ja ganz löblich, doch die Umsetzung stand auf einem anderen Blatt. Anfänglich klappte es ja. Aber ich denke, dass in der Vergangenheit unserer Beziehung schrecklich viel daneben gegangen und einiges bei beiden kaputt gemacht worden war.

Allem zum Trotz wünschten wir uns nochmal ein Kind, ein Kind der Versöhnung, ein Kind, das uns die Liebe zu unserer Familie und zueinander zurückgeben würde. Ich wurde also schwanger. Überglücklich erzählte ich jedem, der es wissen wollte oder auch nicht, dass ich ein Baby bekommen würde. Ich wünschte mir ein Mädchen mit roten Haaren, gleich der roten Haarfarbe von Pietros Bruder.

Jedoch wurde unsere Beziehung nicht viel besser, nur vielleicht ruhiger, weil Pietro noch viel mehr Zeit außer Haus verbrachte: durch den Fußball, den er leidenschaftlich gern spielte, und sein neues Arbeitsumfeld – er hatte in der Zwischenzeit seinen Beruf gewechselt und wurde Beamter im öffentlichen Dienst. Nach wie vor verbrachte er sehr viel Freizeit mit seinen alten

und neuen Freunden. Auch verfiel er wieder in das gleiche Muster von früheren Eskapaden.

Dadurch fühlte ich mich sehr allein und konnte viel über mein Leben nachdenken, denn die große Veränderung in unserer Beziehung brachten wir nicht zustande. Wenn das Baby da ist, wird alles anders, hoffte ich.

Im vierten Schwangerschaftsmonat angekommen, ging ich wie gewohnt zur Untersuchung zu meinem Frauenarzt, der in München seine Praxis hatte. Dort ging ich sehr gerne hin, durfte ich doch jedes Mal durch den Ultraschall mein kleines Wesen sehen und bestaunen. An diesem Tag jedoch erfuhr ich etwas Schreckliches. Ich erhielt die Diagnose Gebärmutterhalskrebs. Die Geburt meines Kindes wäre eine Gefahr für mein Leben, offenbarte mir der Arzt und riet zum sofortigen Schwangerschaftsabbruch. Sprachlos, schockiert von dem Gehörten, füllten sich meine Augen mit Tränen. Mein ganzer Körper bebte und schüttelte sich vor Schmerz. Ich sollte die Zustimmung dazu geben, mein Kind zu töten, so dass ich weiterleben darf. „Was verlangt ihr von mir?“, hörte ich mich schreien. Alles um mich herum verschwamm. Die Stimmen um mich vernahm ich nur noch als leises Summen. Mir wurde kotzübel und ich brach zusammen, wurde ohnmächtig. Auf einem harten Untersuchungstisch – ausgelegt mit einem blütenweißen Papier – wachte ich von meiner Ohnmacht auf. Kraft- und hilflos, ohne einer Regung mächtig zu sein, lag ich da und horchte in mich hinein. Mein Gott, vor welche Prüfung stellst du mich? Da, ein Zucken in der rechten Bauchhöhle. Das kleine Wesen, mein Baby rührte sich. Sollte es ein Zeichen, eine Antwort auf meine vielen Fragen sein? Und wieder ergab ich mich meinen Tränen.

O Gott, hilf mir, dachte ich gequält. Nein, ich werde es nicht zulassen, dass du für mich gehen musst! Ich werde auch keinen anderen darüber entscheiden lassen – über dein oder mein Leben. Das Schicksal soll entscheiden. Alles werde ich dafür geben, unsere beiden Leben zu erhalten. Du sollst mit mir leben! Ich werde und will dein Lachen sehen und dich unsagbar lieben. Wir werden beide leben! Das weiß ich und das will ich!

Zärtlich streichelte ich die schon sichtbare kleine Wölbung meines Bauches. In dem Augenblick betrat mein Arzt den Raum. „Geht’s wieder?“ Er kam zu mir an die Liege und streichelte mir übers Haar. Entschlossen richtete ich mich auf, wischte die restlichen Tränen aus meinem Gesicht und schaute ihm fest in seine Augen. Ich hörte mich

mit starker, bestimmter Stimme sagen: „Herr Doktor, welche Chancen haben wir? Welche Möglichkeiten gibt es?“

Er lächelte mich an: „Sie wollen ihr Baby behalten?“

„Ja, unter allen Umständen. Das Schicksal wird entscheiden.“

„Ich kann Sie verstehen und ich werde Ihnen dabei helfen, dass das Glück Ihnen gut gesinnt ist, denn Glück brauchen sie jetzt sehr viel. Wollen sie noch mit ihrem Mann sprechen?“, war seine abschließende Frage an mich.

„Nein, ich gehöre mir, und über mein Leben kann nur ich bestimmen. Über das Leben meines Babys wird kein Mensch dieser Welt bestimmen, nur unser Herrgott. Und ich glaube, er will, dass der kleine Wurm lebt. Das spüre ich.“ [...]

## Meine Schwester Anna

(Auszug)

Ich habe auch zwei Schwestern. Die eine ist schon alt, ich glaube die ist ganz viel älter als ich, weil die hat schon einen Freund. Sie heißt Anna, sagen tun wir aber zu ihr Nannerl, weil das halt so ist. Nannerl darf schon Auto fahren, und ich glaub, die kann es ganz gut, weil sie schon damit in die Arbeit fahren kann. Manchmal fahr ich mit und sie kauft mir ein Eis. Aber nur Schokolade und Vanille, die mag ich, die sind nicht so süß. Ich mag Nannerl sehr gern, weil sie immer lacht.

Manchmal schau ich durch's Schlüsselloch, wenn ihr Freund, der Hans, bei ihr im Zimmer ist. Das mag sie gar nicht. Einmal habe ich wieder durchgeschaut, da macht sie die Türe auf. Danach hat meine Nase wie die Sau geblutet und ganz fest wehgetan. Nannerl hat glacht und gsagt: „Das kommt davon. Was hast denn gsehn?“ Ich habe gleich gesagt: „Nixn, ich hab gar nixn gsehn.“ Ich bin doch nicht blöd. Wenn ich gsagt hätte, was ich gsehn hab, hätte sie bestimmt gschimpft und mir a Drum Watschn geben.

Freilich hab ich was gsehn: wie der Hans mit ihr Gymnastik gmacht hat. Komisch war's schon, ich glaub es war Yoga. Hans war auf Nannerl droben glegen und hat sich immer auf und ab bewegt, so wie Liegestütz. Die machen wir auch im Kindergarten, aber alleine. Ich glaub, Hans muss ganz schön schwer sein, weil Nannerl so gstöhnt hat. Warum sie immer seinen Namen gsagt hat, weiß ich nicht, vielleicht dass sie den Namen nicht vergisst.

Einen ganz roten Kopf hat der Hans ghabt. Mama sagt immer zu meinem Vater, wenn der

vom Wirtshaus kommt und auch so einen roten Kopf hat, dass, wenn er so weiter sauft, sein Blutdruck umkippt und's ihn dann vom Stangerl obihaut. Der Hans ist so, ich glaub, es warn zehn Minuten, von dem Nannerl runtergefallen, und nach fünf Minuten hat er gschnarcht. Dann war's langweilig und ich bin in mein Zimmer gangen.

Gestern war ihre Freundin da, die Maria. Sie habn immer getuschelt und ihre Köpfe zusammengesteckt und glacht. Ich weiß schon, damit ich nicht alles hör, was sie erzählen. Sie sagen, ich bin schlau wie ein Fuchs und neugierig wie unsere Nachbarin. Dass i schlau bin, woas i. Doch neugierig wie die Nachbarin? Igitt, die ist fett und schreit immer so laut, dass meine Ohren weh tun.

Die Maria hat die Nannerl gfragt, wann sie sich im Fitnesscenter endlich anmeldet, grad kostet es nur 50 Euro im Monat. Da hab ich ganz schnell gsagt, das braucht Nannerl nicht, sie macht fast jeden Tag mit Hans Gymnastik. Gleich so fest, dass es weh tut, weil einmal hat sie sogar gschrien und der Hans hat gschnauft wie eine Dampfwalze. Und ich glaub, der Hans will keine fünfzig Euro dafür. Meine Schwester ist ganz schnell vom Diwan aufgestanden und hat mir den Mund zugehalten. „Jetzt schleichst di, sonst gib i dir a Drum Watschn, du odrater Batzi! Schau dass d' verschwindst!“ Mei Liaber, ich bin aus dem Zimmer grennt und habe mich auf das Bankerl vor dem Haus hingsetzt. So ein Scheiß, hab ich gedacht, ich wollte ihr doch nur ihr Geld sparen!

## Affäre gegen die Vernunft

(Auszug)

[...] Die Eingangstüre stand weit offen. Man konnte die schwüle, salzige Luft in der Nase spüren.

Zielstrebig zog es Paula zum Strand, das Gefühl von Unbeschwertheit und Freiheit in sich aufsaugend. Eine geheimnisvolle, melancholische Stimmung machte sich in ihrem Inneren breit. Was ist heute anders als gestern?, fragte sie sich. Das Bild eines Mannes schwebte vor ihren Augen. Von dem Mann, den sie heute an der Treppe kennenlernen durfte. Träumend stellte sie sich vor, ihm jetzt zu begegnen. Sein zauberhaftes Lächeln war für sie in diesem Moment so realistisch, dass sie vor sich selbst erschrak und abrupt stehenblieb. So ein Blödsinn! Verwirrt und fest entschlossen, nicht mehr an diesen Mann zu denken, setzte sie sich in den noch warmen Sand. Vor ihr das dunkel anheimelnde Meer, das seine Wellenbrecher im Mondlicht silbern schimmern ließ. Das Wasser – Ursprung allen Lebens. Ein Vogel müsste man sein. Paula spreizte ihre Beine und Arme auseinander und bewegte sie gleichmäßig wie ein Vogel in den Lüften.

„Buona sera Signora, amate anche le passeggiate serali al mare?“ (*Ich sehe, Sie lieben auch Abendspaziergänge am Meer?*)

„Buona sera! Sì, mi piacciono le notti miti e calde qui.“ (*Ja, ich mag die milden, heißen Nächte hier.*) „Sie können gerne mit mir Deutsch sprechen, Sie sind doch Deutscher?“

„Ja, freut mich, das vereinfacht unsere Unterhaltung. – Darf ich mich zu Ihnen setzen? Wie geht es Ihrem Fuß? Haben Sie noch Schmerzen?“

„Nein, nicht mehr, mein Fuß schmerzt nicht mehr. Aber bitte, setzen sie sich, der Strand gehört nicht mir allein. Ich wollte gerade gehen.“

„Aber nein Signora, ich würde mich sehr freuen, wenn Sie noch ein bisschen mit mir plaudern würden oder auch still neben mir sitzen blieben. Sie müssen wissen – ich hoffe, ich darf das zu Ihnen sagen –, Sie haben mich heute an der Treppe sehr beeindruckt. Verstehen Sie es bitte nicht falsch ... jedoch, ich musste heute sehr oft an Sie denken.“

Ihr Mund blieb stumm, keiner Antwort fähig. Sie dachte nur: ‚Träume ich?‘

Er wollte keine Antwort hören, denn sofort setzte er sich neben Paula in den Sand, als kenne er sie als gute Freundin. Den Moment der Stille empfand Paula qualvoll lang. Regungslos, keiner Bewegung fähig, lag sie im Sand. Neben ihr saß der Mann, der sie schon den ganzen Abend über beschäftigte. Was sollte sie tun? Aufstehen? Wegrennen? Sich empört gegen seine billige Anmache wehren? Zu nichts von alledem war sie fähig. Also blieb sie liegen und wartete, was wohl kommen würde. Wer würde die Stille unterbrechen und wie?

Paula war diejenige, die sich zu einem verträglichen Entschluss aufraffte. Schnell, ein bisschen zu schnell vielleicht, sprang sie auf und eilte Richtung Meer. Die Dunkelheit würde ihren Körper verbergen, und so streifte sie blitzschnell ihr gelbes Kleid von ihrem Körper und ließ es achtlos in den Sand gleiten. Jetzt verschwinden, untertauchen in den Wogen des Meeres! Mit den Wellen spielen und alles vergessen!

Das Wasser schlug an ihre Schenkel, und die Wellen verschlangen ihren Körper. Das Wasser und sie wurden eins. Sie schwamm, einer Meerjungfrau gleich, Meter um Meter im noch warmen Nass. Die See war ruhig, der Mond spiegelte sich im Wasser, als wolle er ihr Licht zur Orientierung spenden. Die Zeit verrann, wie lange war ihr nicht bewusst, warum auch? Nur so lange wollte sie bleiben, bis die „Gefahr“, die am Strand auf sie wartete, hoffentlich gegangen wäre. Jedoch, nach einiger Zeit fröstelte es Paula, und ihre Schwimmbewegungen wurden langsamer und beschwerlicher. Vorsichtig schaute sie ans nahe Ufer. Keine Silhouette eines Menschen zu sehen.

Befreit von dem Gedanken, sich am Strand in eine missliche Lage hineinzumanövrieren, beschloss sie, ganz schnell aus dem Wasser zu steigen und in ihrem Zimmer im Hotel zu verschwinden. Doch wo war ihr Kleid? Suchend drehte Paula sich im Kreis.

„Darf ich?“

Da stand er wieder und hielt ihr seine Jacke schützend entgegen. Ihr Kleid hing über seinem Arm. Verschämt verschränkte sie die Arme vor ihren nackten Brüsten. Er kam näher und legte seine Jacke um ihre Schulter, dabei zog er sie zärtlich an sich, so dass sich ihre Körper leicht berührten. O, wie geschah ihr? Willenlos ließ sie es geschehen. Sie schloss ihre Augen und gab sich ihrem Schicksal hin.

Wie gut es sich anfühlte, in den Arm genommen zu werden. Er drückte sie fester an sich, und ihr Kopf fiel auf seine leicht behaarte Brust. Beide befanden sich in einem Kokon stillen Begehrens. Sie spürten den Atem ihrer Erregung. Bejahend, was nun kommen würde, schaute sie zu ihm auf – und sie erkannten beide das leidenschaftliche Verlangen in ihren Augen. Sanft zog er sie in den Sand. Wieder ließ sie es willenlos geschehen. Leise, als wollte sie das Gesagte nicht gesagt haben, hauchte sie in sein Ohr: „Nimm mich ...“

## Willst du meine Muse sein? Doch küssen darfst du mich nicht

(Auszug)

Sie war Schriftstellerin, die Palette ihres Schreibens vielfältig: Kinderbücher, Benimm-Fachbücher, Krimis, Kurzgeschichten, ja sogar eine Autobiografie traute sie sich zu schreiben. Jedoch eine Romanze, eine Liebesgeschichte, die fehlte noch in ihrem Repertoire. Endlich wollte sie es wagen. Sie freute sich darauf, über Sehnsucht, Sinnlichkeit, Leidenschaft und die Liebe zu schreiben. Jedoch musste sie schon bei der ersten Liebesszene die leidlichen Grenzen ihrer Vorstellung feststellen. Wie könnte sie, ohne die Szene zu fühlen, darüber schreiben? Allein ihre Fantasie und die Bilder des Geschehens, die in ihren Gedanken entstanden, würden nie eine leidenschaftliche Liebesszene für den Leser glaubhaft machen können. Durch Zufall kam sie auf die Lösung ihres Problems. Ihre Freundin verführte sie, bei Facebook einzutreten. Dabei kam ihr der wahnwitzige Gedanke, eine Muse, einen Mann zu finden, mit dem sie eine La-la-la-Beziehung beginnen könnte. Doch nein, etwas Ernstes dürfte es nie werden! Viele Faktoren sprachen dagegen, wie ihr Alter und überhaupt. Nein, mit Männerbeziehungen hatte sie schon lange abgeschlossen. Nur flirten und, so glaubte sie, wieder diese Schmetterlinge der Leidenschaft in sich spüren zu lernen. Wird sie ihre Immunität Männern gegenüber aufgeben? Oder kalt wie eine Hundeschnauze ihr Vorhaben durchziehen?

*[...] Erregt zog er sie neben sich in den Sand.  
Beide spürten das leidenschaftliche Verlangen*

*nach mehr. Sie hielt den Atem an, schloss die Augen und ergab sich willenlos dem, was kommen musste.*

Bis hierhin flitzten ihre Finger wie getrieben über die Tastatur ihres Computers. Ruckartig hörte sie auf mit dem Schreiben. Nicht, dass sie den weiteren Verlauf der Erzählung nicht wüsste. Nein, sie spürte nixn, koa bissl Erotik, einfach nichts. Wie sollte sie da eine aufregend erotische Liebesszene auf das Papier zaubern? Krampfhaft stellte sie sich vor, mit diesem herrlichen Mann im Sand zu liegen. Wie er sie liebkosend streichelt, seine Lippen ihren Mund berühren – um letztendlich mit ihm in einem leidenschaftlichen Liebesrausch zu versinken. Nein, beim besten Willen, sie fühlte sich wie eine elendige Ölsardine, eingesperrt in einer schäbigen Dose, die auf dem Markt unter dem Verkaufstisch nutzlos dahinrostet.

„Zefix, i woäß doch, wia’s geht. Doch i muass des gspürn. Ohne des Gfui gäd ja scho gor nixn. A Mo muass her, wurscht wer des is!“

Hilfesuchend faltete sie aus Verzweiflung ihre beiden Hände zusammen und flehte zu Gott.

„Liaba Himmelvoda, huif ma! Schick ma an Mo, ganz wurscht wie’ra ausschaugt, grod guad muass ea sei. I moan: liab, so a Gedichteschreiba oda a Künstla hoid, mit ganz fui Gfui.“

Ihre Gedanken waren ein Schlachtfeld der Verzweiflung! Schön und gut, doch was wird, wenn ein Mann gefunden ist? Was dann? Wie alt soll er sein? Schwieriger noch: Wo sollte sie suchen? Müsste sie sich eventuell sogar verlieben, um wieder die gewissen Gefühle der Erotik zu spüren? Eine Affäre beginnen, deren Ausgang nicht auszudenken wäre? Erschreckend all diese Gedankenfragen! Doch auf gar keinen Fall wollte sie aufgeben! Für diesen Abend wollte sie ihre strapazierten Nerven beruhigen, indem sie eine erfrischende Dusche über ihren Körper rieseln ließ und gleich darauf in ihr Bett ging.

Trotz unruhiger Nacht wachte sie schon sehr früh auf, und ihre Gedanken wurden zunehmend wieder Sklave ihres Problems. Erst mal heißer, schwarzer Kaffee! Ohne dieses alltägliche Ritual wollte sie keine Entscheidungen treffen. Sie klemmte die Tasse zwischen ihre Hände und schlürfte den ersten heißen Schluck. Dabei checkte sie gelangweilt ihre E-Mails. Oh, Sonnja schrieb ihr: wann sie sich endlich bei Facebook anmelden würde? So könnten sie täglich chatten und erfahren, was die andere gerade so tut. Facebook, das ist die Lösung,

dort finde ich den Mann! Sie kannte sich recht gut am Computer aus und deshalb ging es ratz-fatz! – schon war sie im Netz. Ihre Neugierde steigerte sich von Klick zu Klick. Freunde holten sie in ihre Gruppe. All die Beiträge, witzige, traurige, interessante, alles war dabei. Wow, es gefiel ihr, mitzuspielen in der Metropole des Geschehens.

Das Telefon weckte sie aus ihrer Netzsucht.

„Hallo, griaaß di, do isch der Hans. Wollt di glei frogn, wann kimmscht wiadr amol af die Hittn? Dad mi gfrein, wenscht bold amol kemmen dadscht.“

„Hans, griaaß di! Mei, gfreit mi des, dass du oruafst! Woafst wos, i muass in kürzester Zeit a Buach schreibn. I glaub des kann i am bestn auf dr Hüttn in di Berg. I pack meine Gwander und kimm.“

„Na woascht, wie mia des gfreit!? Nochat kemma ja redn. Pfiad di, bis bold amol.“

„Ja, Hans, pfiad di!“

Sie klappte den Laptopdeckel zu, hüpfte ins Bad, eine Katzenwäsche und ab zum Kleiderschrank! Wahllos stopfte sie Klamotten in die Reisetasche: Kulturbeutel, ein paar Wanderschuhe, Pantoffel und warme Socken – und das Schreibmaterial nicht vergessen! Sie klingelte an der Wohnungstür ihrer Nachbarin, die öffnete.

„Guten Morgen, was ist denn mit dir los, bist auf der Flucht?“

„Na, Steffi, i fahr auf mei Hüttn. Dadst mia auf mei Wohnung schau?“

„Freilich, mach ich doch gern. Fahrst wieder zum Schreiben rauf?“

„Ja genau, des verzäi i dir später. Pfiad di, bleib brav und sauber und loss koan nei!“

„Ha, du scho wieder! Schaug nur, dass dir nix passiert und komm wieder gut heim. Pfiad di!“